denkt sie an eine Scheidung. Wer einmal geheiratet hat, macht nur selten eine solche Dummheit zum zweiten Male."

Wolfgang riß es hoch. Es flimmerte vor seinen Augen. Er hatte das Gefühl, als kreiste das Zimmer um ihn, und wie in einer Ohnmacht hörte er nur von fern den Schall seiner eigenen Worte an sein Ohr getragen:

„Meine Frau ist — sie ist nicht verlobt? — Ja, dann wäre doch — glauben Sie, Herr Geheimrat, daß sie mich noch..."

„Am besten, wir fragen sie selbst!" sagte Fischner wie beiläufig.

Wolfgang sah ihn erstarrt an. Er war nicht imstande, einen klaren Gedanken zu fassen. Der weise Alte schien diesem Umstand Rechnung getragen zu haben. Während in seinem Auge ein verdächtig feuchter Schimmer lag, den man an ihm weiß Gott nicht gewohnt war, packte er Wolfgang hart unter dem Arm.

„Ihre Frau weiß schon alles. Ich habe sie hier ins Nebenzimmer gesetzt. Ich war so frei. Bitte..."

Er öffnete die angelehnte Tür und schob Wolfgang unsanft hinein.

Einen Augenblick nur stand Wolfgang in dem halbdunklen Zimmer, dann fühlte er Katjas weiche Lippen auf den seinen.

Durch Wolfgangs Seele ging eine Melodie. Rein und schön wie die aufsteigende Morgensonne.

Ende

Einer gegen Zehntausend

Anekdote von Wolfgang Zünnemann

Es war am Ausgang des vorigen Jahrhunderts in jenem Kriege, der das Heer der Vereinigten Staaten auf die Insel Kuba führte. Zehntausende landeten an der Küste des Landes, Zehntausende marschierten durch die heißen Tage und kühlen Nächte auf Santiago zu, ein eisernes Aufgebot von Waffen, das hinzuhalten und im Anmarsch zu stören einer kleinen spanischen, angesichts der Aussichtslosigkeit ihres Beginnens fast verzweifelnden Vorhut aufgetragen war. Nun, den Tapferen hat Gott lieb. Und die Amerikaner waren es, die einer erdrückenden Uebermacht wichen, als sie auf einen einzigen spanischen Soldaten stießen. Und das kam so:

Hatte die Vorhut der Verteidiger El Correy besetzt und ihre Posten weit hinausgeschoben, um gegen alle Ueberraschungen gesichert zu sein, von denen sie dann doch wie ihre Gegner überrumpelt werden sollten.

Da springt nun, gleich einem hüpfenden Ball, geschickt die Schatten der Büsche und Bäume benutzend, ein Junge über die dunklen Aecker, rollt über steinige Hänge und gleitet durch feuchte Wiesen. Und endlich entdeckt er, da er in einer Atempause sich die Schweißperlen aus den Augen wischt, den spanischen Posten, stößt einen Laut aus, in dem Wut und Schrecken und frohes Jauchzen zusammenklingen, und setzt dann über eine Hecke, daß ihm die Dornen die nackten Beine von oben bis unten zerreißen, dem Posten, mit den Armen fuchtelnd, wild schreiend entgegen. Der fährt herum, packt erschrocken den Jungen und starrt in zwei flackernde Augen, die in der Finsternis wie Sterne erglühen. „Dort", keucht der Bengel, und er bekommt vor Erschöpfung kein Wort mehr heraus, „dort", versucht er's noch einmal, „die Feinde, viele, viele!" — „Hä!" brummt der Posten und rüttelt den Jungen an den Schultern. Aber dem ist der Kopf in die Hände des Soldaten gesunken, und da der Posten verwirrt zurücktritt, sinkt der kleine Körper leblos in den Staub der Straße. Nur unter dem Herzen, da sickert es leise hervor, und jetzt bemerkt es auch der Soldat, daß das zerfetzte und verschmierte Hemd des Burschen, dunkelrot von Blut und Schmutz, an der Haut klebt.

Was soll er machen? Unschlüssig blickt er zurück auf El Correy. Dort schlafen die Kameraden. Dann plötzlich wendet er sich und stapft in der Richtung davon, aus der der Junge gekommen, besinnt sich auf einmal, und nun schleicht er vorsichtiger neben der Straße über die Wiesen und Felder. Manchmal bleibt er stehen und horcht hinaus, den kühlen Stahl des Gewehrs gegen die Brust pressend, in der es hämmert, Zweifel und Erwartung das Blut zum Sieden bringen. Aber schon treiben ihn die angstvoll aufgerissenen Augen des Jungen weiter, und diese Augen glühen durch die Nacht, funkeln aus jedem Gebüsch, daß der Posten keuchend und stöhnend voranstolpert im Zwange einer anderen Macht, die aus der dunklen Erde aufgestanden.

Bis er unmittelbar vor sich, da der Mond einen Augenblick wieder aus den Wo[illegible]n hervortritt, den langen Zug der Feinde erkennt und ihn das blanke Entsetzen lähmt. Doch da bleibt keine Zeit sich zu besinnen! Feinde, Feinde, Feinde! Und der Posten wirft sich auf die Erde und schießt und schießt, so schnell es die vor Erregung bebenden Hände schaffen. Laden, Zielen, Feuern! Laden, Zielen, Feuern! Weiß er es, daß dort unten Tausende in ihrem Marsch nun stocken, sich zusammendrängen wie ein Haufe erschrockener Schafe, in die der Blitz gefahren? Laden, Zielen, Feuern! Weiß er es nicht? Hoho! Jetzt jedenfalls sieht es unser Posten, und er spuckt in weitem Bogen voll Verachtung in das Gras und verbrennt sich die Finger am glühenden Rohr. „Hoho! Kommt nur, kommt!"

Und wahrhaftig, die Tausende dort drüben schwärmen aus wie zum mordenden Gefecht, Hörner gellen, Männer brüllen. „Hoho, ist das ein Fest!" Und nun hebt ein Geknalle und Gebumse an, daß es von den Bergen rings in lustigem Echo grollend und knatternd widerhallt. Da wird es unserm Posten, der einer ganzen Armee mit heißem Herzen trotzt, auf einmal klar, als er sich die nassen Haare aus der Stirn streicht: er hat keine Patronen mehr! Suchend blickt er umher und lacht dann laut heraus, als er hinter sich die Kameraden sieht, die, aus ihrer Nachtruhe aufgeschreckt, nun atemlos heraneilen. Er reißt den nächsten zu sich nieder, nimmt ihm die Patronen ab, dann geht's wieder los in unheimlicher Lust: Laden, Zielen, Feuern!

Beim Morgengrauen wagt der Feind den Sturm. In schwellenden Massen stürmt er über das Feld und stockt verdutzt, als er in Kilometerbreite hier einen Mann findet und dort einen — — sonst nichts. Und diese paar, sie sind schon auf und davon, ehe er sich von seinem Erstaunen erholt, nur dort, an einer einzigen Stelle, feuert noch einer wie toll in ihre Reihen hinein. Und von den Bergen klingt es tausendfältig peitschend und rollend wie der stählerne Schlachtgesang eines ganzen Heeres wider, daß jedermann still wird in diesem Wunderbaren, wie hier die Heimat und Mutter Erde sich zum Verbündeten ihres Sohnes machte und Zehntausende von Feinden kostbare Stunden in ihrem Vormarsche aufhielt. Dann indessen gewannen Grimm und Scham doch die Oberhand, und das wütende Feuer der Amerikaner richtete sich auf einen einzigen Punkt... Aber das Lächeln des Toten blieb..., denn den Tapferen hat Gott lieb.

Ein Schiff pflügt den Meeresboden. Vor einiger Zeit hat ein Schiff den Hafen von New York verlassen, um den Meeresboden zu — pflügen. Es handelt sich um einen Kabel-Leger, den „Lord Kelvin", der an der irischen Küste eine Reihe von Versuchen fortsetzen wird, die jetzt schon fast vier Jahre andauern. Die Ingenieure einer großen amerikanischen Telegraphengesellschaft, der eine Reihe von Uebersee-Kabeln gehört, haben einen „Schiffspflug" erfunden, der in einem einzigen Arbeitsgang eine Furche in den Meeresboden zieht und gleichzeitig ein Kabel in den so hergestellten Graben legt. Auf diese Weise will man an flacheren Stellen des Meeres den Schaden verhüten, der häufig durch die Fangnetze der Fischerflotten angerichtet wird. Um den Pflug zu schleppen, mußte eine Spezialkette angefertigt werden, die mit einer Länge von 1400 Meter als die längste Kette der Welt bezeichnet wird. Sie setzt sich aus 12 500 Einzelgliedern aus Nickelstahl zusammen, von denen jedes rund drei Pfund wiegt und in der Lage ist, einer Beanspruchung von mehr als 29 Tonnen zu genügen.

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr 48 | 22. Juni 1938 | 12. Jahrgang

Copyright 1937 by Aufwärts-Verlag, Berlin SW 68

30. Fortsetzung

Sie sank auf ihr Bett. Heiße Tränen fielen auf das zerwühlte Kissen. Die Arme hielten den Bettpfosten umklammert, bis der Krampf sich löste und sie einschlief. Die Augenlider waren feucht und ihr Mund zitterte noch im Schlaf.

Der Geheimrat Fischner traute seinen Augen nicht. Auf dem Blatt, worauf die Namen der Leute standen, die heute in seine Sprechstunde bestellt waren, hatte jemand fein mit Bleistift hinter den letzten Namen gekritzelt:

Wolfgang Wormann, Komponist.

Der Geheimrat läutete.

Schwester Emma trat ein.

Was das hier bedeute?

Tja, meinte Schwester Emma, dieser Herr Wormann habe am frühen Vormittag angerufen und darauf bestanden, heute noch vom Herrn Geheimrat empfangen zu werden. Er habe geltend gemacht, ein persönlicher Bekannter des Herrn Geheimrats zu sein, und deshalb habe sie, Schwester Emma, Wormanns Namen nun auf der heutigen Sprechstundenliste vermerkt, deshalb und weil der junge Mann einen so durchaus sympathischen, gewinnenden und etwas leidenden Eindruck gemacht habe.

Dies letztere sagte Schwester Emma mit etwas jungferlicher Verschämtheit.

Fischner kniff die Augen zusammen.

„Dieser Komponist macht also einen kranken Eindruck, sagen Sie?"

„Allerdings, Herr Geheimrat, sicher hat er Schmerzen. So ein zartes junges Bürschchen!" meinte Schwester Emma, und in ihre Augen trat ein verklärender Schimmer.

„Sicher hat er Schmerzen, sicher! Wo ist übrigens Fräulein Lührs?" brummte der Geheimrat.

Sie habe den Nachmittag frei, rapportierte Schwester Emma, und sei in der Universität. Vor Abend werde sie wohl nicht da sein, da sie erst ab zwanzig einhalb Uhr Dienst habe.

Gesammelt blickte der Geheimrat vor sich hin. Zaghaft brachte Schwester Emma die Aufmerksamkeit des Geheimrats wieder auf den Punkt, der ihr am Herzen zu liegen schien.

„Soll der junge Mann, ich meine der Komponist Wormann..."

„...morgen wiederkommen! Jawohl! Morgen!"

„Wenn der Herr Geheimrat meinen. Aber vielleicht — hat er Schmerzen..."

In die Augen des Geheimrats trat ein faunisches Funkeln:

„Sie werden Ihre Gefühle bis morgen bezähmen müssen, verehrte Krankenhüterin! Also morgen um halb sechs Uhr erwarte ich es."

„Wen — es?"

„Ihr zartes junges Bürschchen mit den großen Schmerzen!" rief der Geheimrat, und ein untergründiges Lachen gurgelte aus seinem Brustkasten, das klang, als ob ein Flußpferd sich verschluckt habe. Dabei schlug Fischner mit der Faust auf den Schreibtisch, daß die blitzenden Instrumente in den Glaskästen klirrten, als kicherten sie über den Einfall ihres Herrn und Meisters.

NEUNZEHNTES KAPITEL

Still und schweigend kam Katja abends aus der Stadt zurück. Sie hatte sich tagsüber in der Arbeit vergraben, vormittags in schwierigen Analysen im Laboratorium, nachmittags war sie in der Universität gewesen, und jetzt erwartete sie der anstrengende Dienst auf der Station. Es war ihr recht so. Nur keine Zeit haben. Nur nicht denken, grübeln und sinnieren.

Aber als sie in die Klinik kam, fragte sie die Stationsschwester doch wie von ungefähr, ob es nicht angerufen habe...

Wie? Nein, ob man nicht nach ihr persönlich gefragt habe? Nein? Und Post sei auch keine gekommen? Nein? Bestimmt nicht? Vielleicht liege noch was im Büro unten. Nein, es lag auch nichts im Büro!

Wenn nur Hilde dagewesen wäre! Sie hätte sich so gern ausgesprochen, mitgeteilt, ihr Herz erleichtert von Frau zur Frau. Aber Hilde war seit gestern auf Urlaub.

Recht zerstreut versah sie ihren Abenddienst. Horchte immer auf, wenn das Telephon läutete, blickte angelegentlich durch die Fenster und lauschte wie mit sechstem Sinn in die Nacht hinaus.

Als sie müde und zerschlagen in ihrem Bett lag, die Lampe gelöscht hatte und wie immer der Lichtschein von der Straßenlaterne draußen — an der Wolfgang gestern nacht gelehnt — an der Decke spielte, da klopfte es auf einmal an die Tür.

Fischners Riesengestalt schob sich ins Zimmer. Er tapste herein wie ein Bär in einen Porzellanladen. Der Boden knarrte unter seinem schweren Schritt und die Flakons und Fläschchen auf Katjas kleinem Toilettentischchen klirrten leise, als wunderten sie sich über den ungeschlachten Nachtbesuch.

Als Fischner eintrat, sah Katja blitzartig Hilde an seiner Stelle, wie sie damals, wie lange war das schon her, mitten in der Nacht in ihr Zimmer geschlichen kam und ihr die Mitteilung von Wolfgangs Konzert gebracht hatte. Und sie wußte, daß auch diesmal Wolfgang der Anlaß dieses unerwarteten nächtlichen Besuchs war.

Sie schaltete das Licht ein und setzte sich im Bett auf. Aber sie schwieg. Fast verbissen.

Fischner setzte sich zu ihr. Auch auf den Bettrand, auf dem Hilde damals gesessen hatte.

Sprach ein paar gleichgültige Worte. Sah sich in ihrem Zimmer um und schnob die Luft durch die Nase. Das war alles. Sonst sagte er nichts.

Er wartete, bis Katja ihn nach dem Grund seines nächtlichen Kommens fragen würde.

Sie wartete, bis er ihn ihr verriet.

So warteten sie beide.

Das hätte lange dauern können, wäre nicht Fischners Geduldsfaden gerissen.

„Dein Mann war in meiner Sprechstunde."

„So!" Katja schlug das Herz bis zum Halse, aber ihre Miene und ihr Ton blieben gleichgültig.

Fischner kniff die Augen zusammen. Er wollte ihr schon Bewegung machen, sie schon in Trab bringen, dieses überlegen und gleichmütig tuende Frauenzimmer!, dachte er sich. Na warte!

„Dein Mann ist schwerkrank. Wird morgen operiert. Auf Tod und Leben!"

Wie der Donner schwerer Küstengeschütze grollten die Worte durch das Zimmer.

Mit einem Schrei war Katja hochgefahren. Sie war weiß geworden wie ihr Bettlaken.

Jetzt war es Fischner, der kalt und gleichgültig dreinblickte. Auch als Katja ihn rüttelte und schüttelte, verzweifelt nach allen Einzelheiten fragte und ihn beschwor, sie assistieren zu lassen und Wolfgangs Pflege übernehmen zu dürfen.

„Verdammte Komödiantin!" polterte er los. „Tust zuerst so, als ginge dich's einen Schmarren an, daß dein Herr Gemahl bei mir war, und wie du hörst, daß er 'n bißchen Wehwehchen hat, beginnt Heulen und Zähneklappern. Was glaubst du eigentlich, was du mit dem alten Fischner für Theater aufstecken kannst? He? Noch lange nicht so viel, wie er mit dir! Dein lieber Herr Gemahl war nämlich gar nicht bei mir. Er hat sich nur bei mir melden lassen. Aber ich werde den Teufel tun und einen Mann empfangen, der vorgibt, den Geheimrat Fischner sprechen zu wollen, wenn er es nur auf die Krankenschwester Lührs abgesehen hat! Und bei dir, mein liebes Kind, wollte ich einmal ein bißchen auf den Busch klopfen, wie es wohl aussehen mag im Seelchen der hochgeborenen Dame! So, nun wissen wir ja beide Bescheid!"

Katja schwieg betroffen. Es war ihr sehr ernst zumute. Als Fischner sich ausgebullert hatte, sah er Katja an. Da wurde auch er ernst und still.

„Du möchtest dich so gern freuen, Mädel, traust dich aber nicht!"

Katja nickte. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Fischner streichelte sie. Sie beruhigte sich.

Und dann schüttete sie dem Geheimrat, der so plötzlich weich, väterlich und zärtlich werden konnte, ihr Herz aus. Erzählte ihm von Mühlhoff, von Leipzig, vom Konzert, von der gestrigen Nacht, als sie Wolfgang draußen unter der Laterne gesehen und warum sie ihn nicht zu sich gerufen habe. Sprach von ihrer Angst, daß er sie nie werde verstehen können, immer glaube, ihr etwas verzeihen zu müssen, und daß sie daran zugrunde gehen würde.

Und sie legte ihren Kopf an seinen mächtigen Brustkasten und weinte sich aus. Wie sie es in der ersten Nacht getan, als sie sich todwund in sein Haus geflüchtet hatte, so tat sie es auch jetzt. Vielleicht in der letzten Nacht, die sie in seinem Hause verbringen sollte?

*

Wolfgang stand Fischner gegenüber. Er war pünktlich zur bestellten Zeit gekommen, saß nun still und etwas blaß im Sessel und betrachtete angelegentlich seine Fingernägel.

Er hatte einen einfachen dunklen Anzug an und seine Verbeugung an der Tür war ein wenig linkisch und unsicher ausgefallen. Er ließ die unruhigen Augen suchend in dem großen Raum herumschweifen. Sein Wesen war flackrig, fahrig und nervös.

Der Geheimrat thronte mit lautlosem Grinsen hinter seinem Schreibtisch. Er dehnte sich in seinem Sessel, daß dieser in seinen Fugen ächzte und stöhnte. Einen Blick warf er zur Tür, die zum Nebenzimmer führte und nur angelehnt war. Wolfgang folgte diesem Blick und vermeinte den Schatten einer Frauengestalt hinter der blinden Glasfüllung der Tür wahrzunehmen. Doch nein, es schien nur eine Gardine zu sein, die ein Windzug gebläht hatte.

Der Geheimrat schwieg. Verbissen. Es fiel ihm nicht im Traum ein, dem Jungen die Situation zu erleichtern.

Wolfgang wollte einige konventionelle Worte sprechen. Mühselig und unzusammenhängend stammelte er etwas Aehnliches wie, daß er ja bereits die Ehre habe, vom Herrn Geheimrat gekannt zu werden. Der Geheimrat erinnere sich doch? Ja, eb.., daß er um Entschuldigung bitten müsse, hier so sans façon einzudringen und dergleichen mehr — bis sein ohnedies spärlicher Redestrom völlig versiegte.

Nun knurrte der Geheimrat los:

„Was haben Sie, Schmerzen? He? Wo haben Sie Schmerzen? Seit wann haben Sie Schmerzen? Wie äußern sich Ihre Schmerzen?"

Wolfgang verschlug es einfach die Rede. Fischner tat, als hätten sie sich vor einer Stunde zuletzt in einer Kneipe gesehen und als sei es die größte Selbstverständlichkeit von der Welt, daß Wolfgang nun hier in dem tiefen Sessel dem Geheimrat gegenüber sitze.

Er war völlig aus dem Konzept gebracht. Mühsam stotterte er einige Worte heraus.

„Also die Schmerzen — in diesem Sinne habe ich keine Schmerzen ... Ich bin — ich bin eigentlich überhaupt kein Patient."

„Warum kommen Sie dann her?" knurrte Fischner, wie eine bissige Bulldogge.

Sehr behaglich war Wolfgang nicht zumute. Er schwieg. Ein widerlicher Patron war dieser Geheimrat. Aber Wolfgang war ihm nicht böse. Er hatte ein Empfinden für Persönlichkeit. Und er spürte Fischners Persönlichkeit. Das versöhnte ihn. Er war ihm gegegnüber wehrlos wie ein Schuljunge.

Eine seltene Regung bemächtigte sich des alten Fischner. Er bekam Mitleid.

„Ich werde Ihnen sagen, warum Sie hergekommen sind, junger Mann. Sie suchen Ihre Frau!"

Wolfgang schwieg. Der Geheimrat fixierte ihn aufmerksam. Ich werde eine kleine Operation vornehmen!, dachte er sich, und schon packte er zu mit dem alten sicheren Chirurgenschnitt, den er gewohnt war und der ihn in der Welt zu Ansehen gebracht hatte.

„Um Sie vor einer Enttäuschung zu bewahren — sie, sie ist verlobt und hat meines Wissens die Scheidung bereits eingeleitet. Es ist Ihnen wohl noch nicht bekannt?"

Behaglich und gemütlich streckte der alte Fischner sich aus, als habe er eben einen herrlichen Witz erzählt und erwarte nun das begeisterte Brüllen seines Gegenübers. Nun zündete er sich eine dicke schwarze Brasil an und sah aufmerksam die blauen Ringe in die Luft steigen. Wolfgangs Anwesenheit schien er völlig vergessen zu haben.

Dieser hatte sich erhoben. Stand bleich und gefaßt vor dem Arzt. Die Stimme versagte ihm fast:

„Dann verzeihen Sie meinen Besuch, Herr Geheimrat."

Der alte Fischner sah, wie sich der Körper des jungen Mannes zum Sprung spannte, um die Tür zu erreichen und dem Raum zu entkommen, der über seinen vergehenden Sinnen zusammenzukrachen drohte.

Doch kaum hatte Wolfgang die Tür erreicht, brüllte es hinter ihm:

„Halt!"

Wie eine Granate pfiff dieses Halt durch das Zimmer. Man konnte sich dem nicht entziehen. Wolfgang stand wie gebannt und starrte auf den Arzt.

Der Geheimrat erhob sich von seinem Stuhl und trat auf den jungen Mann zu. Er sprach ruhig und ernst, aber in seinen Worten lag die Kraft einer Suggestion, der Wolfgang sich nicht entziehen konnte.

„Sie können doch nicht einfach hier weglaufen. Auch wird Ihnen leichter sein, wenn Sie ihr Herz ausgeschüttet haben. Also erzählen Sie — was trieben Sie die ganze Zeit? Wie ging es Ihnen? Erzählen Sie!"

Wolfgang sah Fischner in die Augen. Sie waren zwingend, doch die Welle des Vertrauens, die von dem großen Arzt in der rauhen Schale ausströmte, ging durch sie hindurch und strahlte auf Wolfgang zurück. Willenlos, wie im Traum, ließ er sich von Fischner in den Sessel drücken.

„Also, erzählen Sie endlich!"

Wolfgang begann zu sprechen. Erst zögernd und dann rascher, leidenschaftlicher. Wie ein anschwellender Strom alle Hindernisse mitreißt, so riß der Drang alle Hemmungen in ihm fort, der Drang, endlich einmal sagen zu können, was er seit dem Tage, als Katja ihn in Mailand verließ, mit sich herumtrug. Und er erzählte dem alten Fischner von den letzten Monaten seines Lebens, wie er es Maucke gegenüber damals getan, in dem Lokal in der Friedrichstraße.

Natürlich hatte er Katja gesucht. Die ganze Zeit über. Zuerst in Mailand. In jener Nacht, aber sie war schon abgereist. Dann hatte er Detekteien beauftragt, nach einer Frau Katharina Wormann zu forschen, und immer negative Resultate erhalten. Hatte selbstverständlich daran gedacht, daß Katja hierher zu Fischner gefahren sein könnte; aber eine Frau Wormann war nirgends zu ermitteln.

Erst in Leipzig, durch das Gespräch mit Stelzer habe er gemerkt, daß er ja nie im entferntesten auf den Gedanken gekommen war, daß Katja sich unter einem anderen Namen habe melden können.

Fischner schmunzelte.

Dann sei er in derselben Nacht nach dem Konzert nach Berlin gerast und habe hier angerufen, ob Fräulein Lührs zu sprechen sei. Er wußte, daß er vor Eintreffen des Zuges in Berlin sein konnte, denn er wollte es natürlich vermeiden, sie tatsächlich zu sprechen, nur wissen wollte er, ob überhaupt ein Fräulein Lührs in der Klinik bekannt sei.

Und nachdem er das in Erfahrung gebracht hatte, sei er auf die Idee gekommen, so zu tun, als wisse er von nichts, und sich als Patient anzumelden, um mit Katja wie beiläufig zusammenzutreffen.

„Warum sind Sie denn nicht direkt zu ihr gegangen?"

Er habe den Mut dazu nicht gehabt, er habe sie so tief gedemütigt, daß er darauf gefaßt sein mußte, daß sie ihm ein zweites Mal den Laufpaß gab, und da wollte er erst vorfühlen. Auch war da die Sache mit diesem, mit einem Manne, mit dem, der da mit ihr im Konzert in Leipzig war. Es würde wohl ihr Verlobter gewesen sein.

„Soll ich Ihnen die Adresse dieses Mannes verraten und Ihnen einen Revolver mit auf den Weg geben, verehrter Herr Wormann?"

Fischner stand breitbeinig vor ihm. Wie damals vor seinem Sohne, kurz bevor er ihn zum Manne geschlagen hatte.

Aber Wolfgang sagte ernst:

„Nein, Herr Geheimrat, meine Frau war ein freier Mensch, als sie von mir fortging. Sie ist mir keine Rechenschaft schuldig. Zuerst, als ich die beiden in Leipzig sah, ging es mir durch und durch. Aber jetzt, ich hab' mir's überlegt, ich habe kein Recht, sie danach zu fragen. Es geht mich nichts an, ich bin wohl auch nicht ganz richtig mit ihr umgesprungen ..."

„Sie merken ja auch alles!"

Der Geheimrat saß wieder hinter seinem Schreibtisch und starrte Wolfgang unverwändt in die Augen. Dieser sah ihn an.

„Glauben Sie, daß meine Frau ... Ich meine ..."

„Nun — was meinen Sie denn?"

„Hat sie einmal von mir gesprochen in der ganzen Zeit?"

Es klang rührend und fast kindlich.

„Ich habe sie gesucht, all die Monate", sagte Wolfgang weiter. „Anfangs hatte ich gar kein Geld, denn von dem Geld meiner Frau wollte ich nichts anrühren. Durch Vermittlung des Generalkonsuls Adolphi in Mailand erhielt ich dann von meinem Verlag einen größeren Vorschuß. So konnte ich wenigstens Erkundigungen anstellen. Aber es war alles umsonst. Meine Frau blieb verschollen. Ich suchte in Mailand, in Venedig, in Rom, in Paris, in Berlin, überall — und überall vergebens."

Wolfgang sah gequält vor sich hin.

„Sprechen Sie sich ruhig aus", sagte der Geheimrat.

Endlich begann Wolfgang wieder.

Von seinen qualvollen Nächten und einsamen Tagen erzählte er, von seinen Gewissensbissen und Selbstvorwürfen; wie er sie immer nur als einen Teil seiner selbst behandelt, sie mit seinem Unglück gequält, sich vor sie hingestellt und ihr zugerufen habe: Sieh mich Märtyrer! Wie ich vom Schicksal verfolgt werde — so komm und bete mich an!

Nach unheimlichen Mühen und Schwierigkeiten habe er das Konzert in Leipzig durchgedrückt. Die Uraufführung seiner Zweiten Symphonie, denn darauf mußte sie kommen, sie mußte kommen, oder es war völlig aus! Und dann, dann wollte er ihr alles sagen, alles, was er jetzt ihm, dem Geheimrat, erzählt habe.

„Doch jetzt ist es zu spät. Vielleicht, vielleicht wird sie mit dem anderen glücklich werden. Wie ich das Leben nun allerdings ertragen soll ..."

Wolfgang war aufgestanden, um sich zu verabschieden. Ein Schwächegefühl in den Kniekehlen zwang ihn, sich noch einen Augenblick zu setzen. Es war ihm, als habe er einen Stein auf dem Magen liegen. Der Geheimrat sah, wie die Schläfenadern durch die durchsichtige blasse Haut des jungen Mannes schimmerten, wie das Blut auf seinem Wege zum Herzen jagte, um ihm zu Hilfe zu kommen, daß es nicht zerspränge.

Die Operation war geglückt. Der Geheimrat setzte sich auf den Rand des Sessels und legte seinen Arm um Wolfgangs Schulter.

„Mein lieber Herr Wormann, entschuldigen Sie das Experiment, das ich mit Ihnen machen mußte. Aber auch bei Ihnen lag mir daran, zu wissen, wie es in ihrem Innern aussieht. Also: Ihre Frau ist weder verlobt, noch